

Aus Rumänien. Ein Symposium. Eine Ausstellung
(Wien, 2. Oktober 2008)

Dichterpfarrer als Biografen der Gesellschaft

Von Peter Tschuggnall (Innsbruck)

Es ist spannend, wenn Dichter wie Peter Handke, Martin Walser, Günter Grass, Hartmut Lange oder Cees Nooteboom über Pfarrer schreiben¹ – spannend aber auch, wenn der Pfarrer selbst zum Dichter wird.

Einer möglichen Einheit von Priestersein und Dichterexistenz wollen wir im Folgenden nun nachspüren und – einstimmend – zwei Worte voranstellen: das eines Dichterpfarrers und das einer kunstphilosophischen Welt- und Menschensicht.

Zunächst: ein Dichterpfarrerwort, sozusagen „über Gott und die Welt“:

„Bis zum Austrieb auf die Hutweide war Clemens sehr oft herausgekommen; offizieller Anlass waren seine Klavierübungen. Er war Rodica Ingrid, wie er sie nannte, auch in anderem zur Hand gegangen. Sie saßen oft in der guten Stube des jungen Mädchens, sie auf dem Bett, den bunten Rock zwischen die Knie geklemmt, er auf dem Melkschemel, und unterhielten sich über Gott und die Welt. Sie sagte mehr über Gott, er mehr über die Welt. Mit Rahm und Milch radelte er zur Stadt zurück.“²

Diesem poetischen Zitat von Eginald Schlattner, aus *Das Klavier im Nebel* (2005), lassen wir eine Aussage des Religionsphilosophen Romano Guardini folgen; er folgert in seinem Vortrag *Über das Wesen des Kunstwerks* (1947), unter Hinweis auf die unterschiedlichen Ausfaltungen von Kunst:

„Diese Kunstbereiche sind voneinander tief verschieden, im Letzten wollen sie aber das Gleiche: der Einheit von Welt und Menschenwesen einen Ausdruck geben, den sie in der Wirklichkeit nicht hat, und an ihm die Ganzheit des Daseins anklingen lassen.“³

Was Guardini hier als eine Essenz der Künste, als ihr gemeinsames Interesse anführt, mag, in einem übertragenen Sinn, auch für die Berufung des Priesters in seiner Verbindung zu Wort und Kunst gelten. Wie Kardinal Franz König in seinem Aufsatz *Religion und Literatur* (den ich 1998 veröffentlichten durfte) schreibt, ist es eben der Mensch, der im Mittelpunkt der sich wandelnden Themen und Fragen steht, hier wie dort, in der Kunst wie in der Religion;⁴ denn immer ringen beide auf je verschiedene Weise auch um letzte Fragen des Menschen: Woher komme ich, wohin gehe ich, welchen Sinn hat mein Leben? Künste und Religion, die einander näher kommen, begegnen sich im Menschen, in seiner Größe, in besonderem Maße in seinem Elend.

Ein Hinweis aus der Musikliteratur könnte hier, gerade auch in einem Bezug zu Schlattners Dichtung, passend mitspielen: „Ihr Mächtigen seht ungerührt / Auf eure Sklaven nieder; / Und weil euch Glück und Ansehn ziert, / Verkennt ihr eure Brüder“, lässt Wolfgang

¹ Siehe Georg Langenhorst, Pfarrer als Gestalten der Gegenwartsliteratur. In: Stimmen der Zeit 12 (1997) 825-838.

² Eginald Schlattner, *Das Klavier im Nebel*. München 2005, 287.

³ Romano Guardini, *Über das Wesen des Kunstwerks*. Mainz 2005, 18.

⁴ Franz Kardinal König, *Religion und Literatur*. In: *Religion – Literatur – Künste I: Aspekte eines Vergleichs*. Hg. Peter Tschuggnall. Anif / Salzburg 1998, 5-9, hier: 5.

Amadeus Mozart in dem Singspiel-Fragment *Zaide* von 1779/80 die Bariton-Gestalt des Allazim ungeschminkt singen, um dann erläuternd zu verkünden: „Nur der kennt Mitleid, Huld und Gnad, / Der, eh man ihn zum Rang erhoben, / Des wandelbaren Schicksals Proben / Im niedern Staub gesammelt hat.“

Mozarts und seines Textdichters Johann Andreas Schachtners musikalisch-dichterische Einschätzung der „Wirklichkeit“ hat wohl wenig von seiner leidvollen Brisanz verloren.

Kunst hat mit Wirklichkeit, mit Realitäten zu tun, immer auch mit Fiktion. Der peruanische Schriftsteller Mario Vargas Llosa hat 1990 ein Buch zu dem Thema „literarische Fiktionen“ geschrieben: *Die Wahrheit der Lügen*.

Zuvor schon äußerte sich der Dichter reflektierend über den Zusammenhang von religiöser Literatur und literarischer Fiktion und schreibt, „wenn die religiöse Literatur in eine Krise gerät, scheint das Leben sich den Schemata, Dogmen und Geboten zu entziehen, die es fesselten, und wird Chaos: Dies ist der ideale Augenblick für die Fiktion. Ihre künstlichen Ordnungen bieten Zuflucht, Sicherheit, in ihnen entfalten sich frei all jene Wünsche und Ängste, die das wirkliche Leben schürt und nicht zu erfüllen und abzuwenden vermag. Die Fiktion ist ein vorübergehendes Surrogat des Lebens. Die Rückkehr zur Wirklichkeit [wir räumen ein: mit der Pfarrer wie Dichter stetig konfrontiert sind] ist immer eine plötzliche Verarmung: die Feststellung, dass wir weniger sind als das, was wir erträumten. Daher können die Fiktionen die menschliche Unzufriedenheit nicht nur vorübergehend mildern: Sie können sie auch schüren, indem sie die Phantasie anregen.“⁵

Dichterpfarrer als Biografen der Gesellschaft: Nun folgend möchte ich einige allgemeine Betrachtungen zum Thema *Priester und Dichter* in den Diskurs einbringen, dann Beispiele hiefür.⁶

I.

Als er in einen öffentlichen Dialog mit dem Mailänder Kardinal Carlo Maria Martini eintrat, nannte es Umberto Eco eine „Klischeevorstellung“, „dass Philosophen darauf spezialisiert seien, Fragen zu stellen, deren Antworten sie nicht kennen, während ein Seelenhirte gleichsam *per definitionem* immer die richtige Antwort habe“.⁷

Gilt, was Eco über den Philosophen sagt, nicht auch vom Priester und vom Dichter?

Dichter sein *und* Priester scheint jedenfalls vereinbar.

Was aber ist ein Dichter, was ein Priester, was haben Priester und Dichter gemeinsam?

Gertrud von le Fort nennt den Dichter „den Überlebenden aus längst verleuchteten Tagen, / Da der Minute noch Raum vergönnt war, / um Ewigkeiten zu fassen“. Ähnliches schreibt Friedrich von Hardenberg, bekannt unter dem Namen Novalis, wenn er in seinen Poesie-Fragmenten, *Blütenstaub* (1798, Fragment 71), die Verbindung von Dichter und Priester in Erinnerung ruft:

„Dichter und Priester waren im Anfang eins, und nur spätere Zeiten haben sie getrennt. Der echte Dichter ist aber immer Priester, so wie der echte Priester immer Dichter geblieben. Und sollte nicht die Zukunft den alten Zustand der Dinge wieder herbeiführen?“

Karl Rahner, katholischer Jahrhunderttheologe und Jesuit, veröffentlichte 1955 den Aufsatz *Priester und Dichter* für die literarische Festschrift *Zeit und Stunde* für Ludwig von

5 Mario Vargas Llosa, *Gegen Wind und Wetter*. Literatur und Politik. Frankfurt a.M. 1988, 232.

6 Neben den unten angeführten wären hier ergänzend anzuführen z.B. Ernesto Cardenal, für den deutschsprachigen Raum etwa Paul Konrad Kurz, der auch in dem Bereich der wissenschaftlichen Analyse von Sprache und Religion hervorgetreten ist; oder, aus historischer Sichtweise betrachtet, z.B. Friedrich Spee von Langenfeld, der Däne N.F.S. Grundtvig sowie Eduard Mörike; zu denken ist hier auch an „dichtende“ Ordensfrauen wie Silja Walter oder schon Hildegard von Bingen.

7 Carlo Maria Martini – Umberto Eco, *Woran glaubt, wer nicht glaubt?* Mit einem Vorwort von Kardinal Franz König und Beiträgen von Emanuele Severino [u.a.]. Wien 1998, 51.

Ficker⁸, den Begründer und Mentor der Zeitschrift *Der Brenner*: „Dem Dichter ist das Wort anvertraut“, bekennt Rahner, und beklagt zugleich: „ach, dass es keine Theologie des Wortes gibt“.

Der dänische religiöse Schriftsteller des 19. Jahrhunderts Sören Kierkegaard nannte den Dichter einen unglücklichen Menschen, „der tiefe Qualen in seinem Herzen birgt, dessen Lippen aber so geformt sind, dass, indem der Seufzer und der Schrei über sie ausströmen, sie klingen wie eine schöne Musik“.

Und gerade ein solcherart beschriebener Dichter ist es, der nach Rahner echte „Urworte“ – solche, die nicht zu definieren sind – verdichtet sagen kann, denn er habe die Berufung dazu und die Gabe, durch sein Wort die Dinge einziehen zu lassen in das Licht der andern, die des Dichters Worte hören. Als Inhalt des priesterlichen Amtes wiederum gilt, nach biblischem Bild, in dieser einen Hinsicht, nach Apg 6,4: als Dienst am Wort! Und dieses Wort ist ein „wirksames“ Wort. Dem Priester also ist, wie dem Dichter, das Wort anvertraut. Der Priester ruft so den Dichter, der Dichter den Priester.

Dass der Priester zum Dichter und der Dichter zum Priester wird, glückt, so Rahner, selten: „Aber manchmal mag sich das doch ereignen. Dann ist es eine Gnade. Sie kündigt, dass alles erlöst ist.“

Aber – die Dichterin weiß *Dunkles zu sagen*, denn:

Wie Orpheus spiel ich
auf den Saiten des Lebens den Tod
und in die Schönheit der Erde

und deiner Augen,
die den Himmel verwalten,
weiß ich nur Dunkles zu sagen. [...]

Aber wie Orpheus weiß ich
auf der Seite des Todes das Leben,
und mir blaut
dein für immer geschlossenes Aug.

II.

„Wie Orpheus spiel ich auf den Saiten des Lebens den Tod“: Wer, wenn nicht der berufene Seelsorger, mag erahnen, was uns die Dichterin, Ingeborg Bachmann, sagen will, wenn sie in ihrem Zyklus *Die gestundete Zeit* (1952/53) die Dialektik von Leben und Tod umkreist und eine ungeahnte „Schwermut“ in das Zentrum der Schöpfung und ihrer Schönheit stellt?⁹

Wie nun der Seelsorger selber zum Dichter wird, wollen wir an Beispielen ablesen.

Im Besonderen in Zeiten, die noch stärker von Ungewissheit und Sorge begleitet sind, sehen sich Künstler auch als Mahner. So lauten Verse eines Gedichtes, das 1939, am Vorabend des Holocaust, von einem Priesteramtskandidaten verfasst wurde, wie folgt:

⁸ Karl Rahner, Priester und Dichter. In: Zeit und Stunde. Hg. Ignaz Zangerle. Festschrift für Ludwig von Ficker. Salzburg 1955, 55-78 (auch in: ders., Schriften zur Theologie. Bd. 3. Einsiedeln 1956, 349-375).

⁹ Ingeborg Bachmann, Werke. Bd. 1. Gedichte, Hörspiele, Libretti, Übersetzungen. München 1984, 32.

Meine Messingglocke lag da.
Sie wartete auf Musik. [...]

Mein Herz schlug mir in der Brust.
Das Herz wartete in der Glocke.
Es fließt der ewige Fluss durch die Brust,
durch die Glocke. [...]

Israel steinigte die Propheten.
Die Glocke erstarrte.
Sie nahm in sich die Musik auf.
Es begann zu tagen.

Diese Zeilen erinnern an Mahnungen von Propheten, die zunächst nicht gehört werden wollten. Von einem theater- und sportbegeisterten 19-Jährigen niedergeschrieben, finden wir sie neben Gedichten u.a. von Ulla Hahn, Friederike Mayröcker, Günter Kunert, Kurt Marti und Said abgedruckt in der „Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik“ (*Das Gedicht*).¹⁰ Der junge angehende Priester, aus dessen Feder der entsprechende Text stammt, hält sechzig Jahre später in einem öffentlichen *Brief an die Künstler* ein leidenschaftliches Plädoyer zu Gunsten einer Poetisierung des Lebens: als Papst Johannes Paul II.! In direktem Anschluss an die biblische Schöpfungsgeschichte erkennt er in den Künstlerinnen und Künstlern das Abbild des Schöpfergottes und macht sich stark für eine Kunst, die gerade jenseits ihrer typischen religiösen Ausdrucksformen eine Art Brücke zur religiösen Erfahrung hin darstellt und vom Eigenschöpferischen des Künstlers durchdrungen ist.¹¹

Für dieses Eigenschöpferische des Künstlers gibt es Beispiele, hervorzuheben sind z.B. aus der Geschichte Friedrich von Spee und Gerhard, in jüngerer Zeit besonders Albrecht Goes und Ernesto Cardenal. Im Folgenden möchte ich zwei Pfarrer unserer Tage nennen und ihre Dichtung (die auch Analogien zu Eginald Schlattners Dichtwerk erkennen lassen) kurz vorstellen: einen Schweizerischen reformierten Theologen, Kurt Marti, sowie einen österreichischen katholischen Ordensmann, Alfons Jestl.

Jestl studierte in Innsbruck Theologie und betreut nun nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Dänemark und seiner Tätigkeit im Redemptoristenkloster in Innsbruck die Pfarre Mariasdorf im Burgenland.

Nach früheren Gedicht-Beiträgen, wie 1987 für den Band *mein rahmen fällt in die hoffnung* und dann in dem Band *Zwischen Liebe und Liebe gespalten, folgend Den Wasserkrug zerschlagenen tragen*, 1999 veröffentlichte er weitere Lyrik-Bände, so 2001 *Der nackte Kaiser*, 2003 *Die Sandalen des Mose*, 2006 *Die Fee im Kirschbaum*.

Als Schriftsteller, der einer von Machtspielen manipulierten Massen- und Konsumgesellschaft einen Spiegel vorhalten und den Impuls zu einem Nachdenken aufpfropfen will, erlangt Jestl, über den deutschsprachigen Raum hinaus Aufmerksamkeit. übersetzt etwa ins Slowakische und Ungarische.

Das erkennt auch die Literaturkritik an. In einer Rezension des Lyrik-Bandes *Die Sandalen des Mose* im „Österreichischen Bibliothekswerk“ nennt Christiana Ulz den Dichterpfarrer Jestl einen akribischen Sprachbeobachter und sarkastischen Bilderstürmer, der sich über das Selbstverständliche hermacht, „das sakral dem Menschlichen Enthobene

¹⁰ Karol Wojtyła, O du Musik. In: *Das Gedicht*, Nr. 9, Herbst 2001–Sommer 2002, 7f.

¹¹ Johannes Paul II., *Brief an die Künstler*. In: *Religion – Literatur – Künste III: Perspektiven am Beginn eines neuen Millenniums*. Mit einem Vorwort von Paul Kardinal Poupard. Hg. Peter Tschuggnall. Anif/Salzburg 2001, 11-28.

hinterfragend mit Erfahrungsgewichten behängt und mit der Schwerkraft des sich hinwendenden Blickes auf die Erde holt“.

Einige Kurzgedichte aus der *Fee im Kirschbaum* mögen anschaulich machen, warum diese aufrüttelnde Lyrik sich nicht zu bloßem Konsum in einem leichten Dahindämmern während der Mittagsruhe eignet:¹²

Ozonlochdosen

übersprungen lacht
das pferd in
alu-dosen das
ozon-loch vermarkten
zerschwiegen
kriecht
kindheit über
hexen ohne märchen

Halloween

halloween super-marktfegt
durch kindergehirnwindungen
plakat-gruselversprechend
schnitzelriesen-
semmeln
der heilige akt
zu-greif-billig

Hofer & Co

den dalai lama
himmel-himmeln
um das eck
chinesisch essen
räucher-stäbchen
ent-politisieren
die wiedergeburt
bei hofer aldi & co

Verlassen

auf mein zwerchfell
weint die klarinette
jiddische lieder
das territorium der
kirchen-geschichte
verlassen

¹² Alfons Jestl, *Die Fee im Kirschbaum*. Lyrik. Weitra 2006.

Friedhof ungarischer

die toten verruhen-
wesen
in zer-nichtpfliegten
gräbern
das gras wächst
drüber

Jestl bringt seine Anliegen ohne Beschönigung vor, seine Gedichte deuten in Wortspielen und Spielereien auch die Suche nach einer adäquaten Form an, gesellschaftlichen Hintergründen verdichteten inhaltlichen Ausdruck zu verleihen. Die Gedichte zeigen auf konkrete Anlässe, wie sie der Autor erlebt, und zeigen auf offene Wunden, die (noch) nicht verheilt scheinen. Die Ziele der dichterischen Angriffe werden mitunter sehr direkt und kernig anvisiert, gewürzt mit einem offenkundigen oder verdeckten Schuss Ironie und Humor. In seiner Lyrik wird jedenfalls auch für Kritiker des Kritikers Jestl dessen leidenschaftliche persönliche Überzeugung erfahr- und spürbar, dass nämlich „Literatur heute wieder neu ihre prophetische Aufgabe zu entdecken und die Stimme zu erheben hat“.

Das tut Jestl auch als Ideenbringer. Die von ihm seit 2001 organisierten „Pannonischen Literatursymposien“, früher in Stadtschlaining, nun in Mariasdorf, zu denen Literaturschaffende unterschiedlicher Kulturen geladen sind, machen des Dichters und Priesters Anliegen für den Alltag gegenwärtig. Sie bezeugen die Tiefe eines interkulturell und ethnisch ausgerichteten Dialogs, der die Theorie in die Praxis übersetzt und so weitergetragen wird.

Einer der prominentesten Protagonisten der „Zunft Dichterpfarrer“ ist Kurt Marti. Er studierte in Bern und Basel Jus und Theologie. Zu Eginald Schlattner erkennen wir mehrfache Analogien; auch Marti wirkte als Gefängnispfarrer und auch er ist evangelischer Theologe, an gesellschaftspolitischen Fragen sehr interessiert und sich einmischend. Ein Beispiel hierfür bildet das *Streitgespräch über Gott und die Welt zwischen einem Christen und einem Agnostiker* aus dem Jahre 1977, wie viele seiner anderen Bücher wurde es in den Folgejahren neu aufgelegt, dieses 2002 unter dem Titel *Woher eine Ethik nehmen? Streitgespräch über Vernunft und Glauben*.

Auszeichnungen, die Marti zuteil wurden, zeugen davon, dass er sowohl von Seiten der Religion als auch der Literaturkritik hoch anerkannt ist: So erhielt er u.a. sowohl den Evangelischen Buchpreis und den Karl-Barth-Preis der Evangelischen Kirche als auch den Johann-Peter-Hebel-Preis sowie den Kurt-Tucholsky-Preis für literarische Publizistik.

Aus seinen zahlreichen Werken erwähne ich *Dorfgeschichten* 1959, *abendland* 1980, das *Tagebuch mit Bäumen* 1985, *Nachtgeschichten* 1987, *Fromme Geschichten* 2004, und *Gott im Diesseits. Versuche, zu verstehen* 2005.

Am Beispiel des Bandes *Leichenreden*, der 1969 herauskam und, später neu aufgelegt wurde (dieser Band nochmals 2001), wird ein praktischer Bezug zwischen dem Pfarrersein und Dichtersein offenkundig. In einem Gespräch mit dem Tübinger Theologen wie Germanisten und wichtigen Protagonisten des Vergleichs von Literatur und Religion, Karl-Josef Kuschel, äußert sich der Dichterpfarrer dazu.

Auf die Frage Kuschels, ob es für sein Publizieren einen konkreten Anlass aus seiner Praxis gab, antwortet Marti:

„Der konkrete Anlass war meine Übersiedlung nach hier, nach Bern 1969, in eine Gemeinde mit sehr vielen alten Leuten, infolgedessen mit vielen Sterbefällen und Beerdigungen. [...] Nach einigen Jahren ist es mir einfach ungemütlich geworden, mich da funktionieren zu sehen, in dieser Routine, die eine Art Schutzmechanismus war. Und dann hat mich einmal jemand

gefragt: ‚Was machst Du denn, was treibst Du?‘, und ich sagte: ‚Ich komme nicht mehr zum Schreiben, ich muss nur noch Leute beerdigen!‘ Darauf er: ‚Dann mach das doch zum Thema!‘ Und ich dachte: ‚Ja, warum nicht.‘ Und schrieb dann die *Leichenreden*, Erinnerungen an wirklich gehaltene Leichenreden. Sie sind aus der Not der Praxis heraus entstanden, ein Versuch, Distanz zur Routine der Praxis zu bekommen.¹³

Ein literarisches Beispiel von Marti, das als biblischen Impuls die Parabel vom verlorenen Sohn aufgreift, ist hier besonders erwähnenswert, weil es ein Thema beleuchtet, das in der Einladung zu diesem Symposium als Zitat von Eginald Schlattner verkündet ist.

Wir lesen hier den bemerkenswerten Satz Schlattners: ‚Ich hätte diese Bücher nicht schreiben können, wenn ich ausgewandert wäre. Ich benötigte zwar einen zeitlichen Abstand – auch zur eigenen Biografie –, aber ich schreibe diese Bücher vor Ort, im Bannfeld einer Kontinuität von damals zu hier und jetzt.‘

Allein schon der Gedanke an das, was wir „Fortgehen“ nennen, eröffnet Perspektiven. Aber: Kann Neues denn immer nur über eine Loslösung entstehen, und warum? ... vielleicht „aus Drang, aus Artung“ oder / und, wie Rainer Maria Rilke in seinem frühen Gedicht *Der Auszug des verlorenen Sohnes* schreibt, „aus Ungeduld, aus dunkeler Erwartung, / aus Unverständlichkeit und Unverstand“? Der Preis für den Eingang in ein neues Leben verdichtet sich für Rilkes nun Heimatlosen ernüchternd: „vergebens / vielleicht Gehaltnes fallen lassen, um / allein zu sterben, wissend nicht warum – // Ist das der Eingang eines neuen Lebens?“¹⁴

Ähnlich mahnt ein Gedicht von Kurt Marti, *gleichnis in der progression* aus seinem Band *geduld und revolte – die gedichte am rand* von 1963, aber unter gewissen umgekehrten Anspielungen: Verloren, auf andere Weise, ist auch hier der Sohn, aber mehr noch der Vater, der symbolisch für die Zurückgebliebenen steht¹⁵:

verlorener
als der verlorene sohn
im elend
verlor sich
der sohn
des verlorenen sohnes
im überfluss

er landete
nicht am schweinekoben
sondern hoch oben

statt von trebern im kummer
nährt er sich lustvoll
mit spargelspitzen und hummer

verlorener
als der verlorene sohn
und die seinen
wartet
des sohnes
verlorener vater
bei hirten und schweinen

¹³ Karl-Josef Kuschel, Warum wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur. München 1987, 1.

¹⁴ Rainer Maria Rilke, Neue Gedichte. Leipzig 1927, 24f.

¹⁵ Kurt Marti, geduld und revolte – die gedichte am rand. Stuttgart 1995, 48.

Für den kanadischen Literaturkritiker Northrop Frye bildet Jesu „Parabel vom verlorenen Sohn“ die einzige biblische Version, in der die Wiederherstellung als Folge einer freiwilligen Entscheidung von Seiten des Protagonisten stattfindet. Ganz anders nun in der modernen Literatur bei Kurt Marti: Der Sohn des verlorenen Sohnes verlor sich im Wohlstand, „hoch oben“, „lustvoll“. Der ausgewanderte verlorene Sohn ist verloren, der daheimgebliebene Vater des verlorenen Sohnes, nun ohne den verlorenen Sohn, ist verlorenst, wartend noch immer, für den Überfluss des ausgewanderten verlorenen Sohnes sich abmühend, abgenabelt, einsam.

Weil Eginald Schlattner nicht ausgewandert ist wie der moderne verlorene Sohn, gibt es das Erinnern, real wie fiktiv, in *Der geköpfte Hahn* 1998, *Rote Handschuhe* 2001, *Das Klavier im Nebel* 2005. Schlattner stellte und stellt sich, sich selber wie auch den andern, in Beruf und Berufung: als Gefängnispfarrer wie als Dichter. Karl Rahner benennt diese Einstellung mit dem Wort, „wirklich großes Christentum und wirklich große Dichtung haben eine innere Verwandtschaft“, große Dichtung nämlich sei „nur dort, wo der Mensch sich radikal dem stellt, was er selber ist“.¹⁶

An die Größe eines Dichterpfarrers, der sich eben radikal dem stellt, was er selber ist, wollen wir mit den einstimmenden Sätzen aus der Erzählung *Das Brandopfer* (1954) des evangelischen Dichterpfarrers Albrecht Goes – hier abschließend – fragend antworten:

„Geschehenes beschwören: aber zu welchem Ende? Nicht, damit der Hass dauere. Nur ein Zeichen gilt es aufzurichten im Gehorsam gegen das Zeichen des Ewigen, das lautet: ‚Bis hieher und nicht weiter.‘ Ein Gedenkzeichen, geschrieben – wohin und für wen? Ach, in die Luft schreibt, wer ihrer gedenkt, ihrer, deren irdisches Teil vergangen ist, Staub und Asche in Erde und Wind. Man hat vergessen. Und es muss ja auch vergessen werden, denn wie könnte leben, wer nicht vergessen kann? Aber zuweilen muss einer da sein, der gedenkt. Denn hier ist mehr als Asche im Wind. Eine Flamme ist da. Die Welt würde erfrieren, wenn diese Flamme nicht wäre.“¹⁷

¹⁶ Karl Rahner, *Das Wort der Dichtung und der Christ*. In: *Schriften zur Theologie*. Bd. 4. Einsiedeln 1965, 441-454, hier: 451.

¹⁷ A. Goes, *Das Brandopfer*. Frankfurt a.M. 1954, 7; vgl. zu Goes: Wolfgang Frühwald, *Das Gedächtnis der Frömmigkeit. Religion, Literatur und Kirche in Deutschland vom Barock bis zur Gegenwart*. Leipzig 2008, 250-264.